

Nr. 100. Bromberg, den 1. Mai 1930.

Die Wandlung.

Roman von Hans-Joachim Flechtner.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Abend für Abend saß er nun in seinem Zimmer, bis endlich der letzte Aufsatz abgeschrieben, ja, bis er mit seinem laufenden Arbeitspensum auf gleicher Höhe war. Dann ließ er sich eines Morgens beim Privatsekretär des Direktors melden und überbrachte dem Überraschten einen Stapel von Abschriften. Es war ein sonderbares Gefühl, als er dann wieder an seinem Schreibtisch saß. Die Befriedigung über eine vollbrachte Leistung, das Gefühl der Ruhe nach einer vollendeten Arbeit erfüllte ihn. Jetzt galt es weiter zu sehen.

Bei der täglichen Unterschriftenübergabe erwähnte der Sekretär dem Generaldirektor gegenüber die Abschrift der Aufsätze durch Kurt Korrat. Direktor Görbler sah nur kurz auf.

„So", sagte er, „er will also scheinbar doch etwas arbeiten. Geben Sie ihm zu tun."

Damit war der Fall für die Leitung erledigt. Kurt erhielt jetzt täglich einige Briefe, die er ins Deutsche zu übertragen hatte, auch fand sich nun plötzlich Zeit für eine der Sekretärinnen, seine Diktate noch kurz vor Dienstschluß zu übertragen. Damit hatte die neue Laufbahn Kurts eingesetzt.

Aber er war noch nicht zufrieden. Jetzt, da er gemerkt hatte, daß seine Anstrengung auch wirklich Erfolg gehabt hatte, daß man also in irgendeiner Weise auf ihn aufmerksam geworden war, wollte er diesen Eindruck vertiefen. Er sah das Wichtigste, was ein junger Mensch in einem Betriebe sehen kann: Wenn ich etwas leiste, wird es vermerkt und beachtet! Diese Einsicht ist die Wurzel alles Emporsteigens, nur aus dieser Einsicht heraus kann ein Mensch wirklich vorwärtskommen.

So sah Kurt sich denn nach neuen Möglichkeiten um. Und sie boten sich bald.

An einem Morgen schrillte die Klingel des Direktors scharf zweimal. Jeder der hier Sitzenden hatte seine Nummer — und auf den Ruf erhob sich der junge Herr von Born, raffte eilig einige Briefe zusammen und eilte in das Zimmer des Gefürchteten. Einen Augenblick nur verweilte er darin, dann kam er wieder zurück, blaß und erregt.

Kurt erkundigte sich teilnahmsvoll, was geschehen sei.

Der andere schüttelte nur den Kopf und begann seine Arbeit wieder vorzunehmen. Nach Dienstschluß aber, als die beiden zusammen nach Hause gingen, berichtete er den Vorfall.

„Ich habe einen Fehler in der Übertragung einer wichtigen Depesche gemacht. Es handelte sich da um ein russisches Wort, das meinem Gedächtnis entfallen war. In der Eile habe ich mir irgend etwas zusammengereimt, und nun ist die Hölle los. Der Chef tobte, wollte mich auf der Stelle rauswerfen — na, er hat sich noch einmal erweichen lassen. Aber das nächste Mal . . ."

Und eine müde Handbewegung schloß den Satz.

„Ich kann ja viel zu wenig Russisch für meinen Posten. Ich habe mich gewissermaßen hineingemogelt, weil ich eine Stellung haben mußte, Sie können das alles ja nicht so verstehen. Aber wenn man Jahrelang auf der Straße gelegen hat, Frau und Kinder zu Hause, man muß doch leben. Und da habe ich es eben versucht. Lange ist es ja auch hoffentlich nicht mehr nötig, es bestehen immerhin Aussichten, daß ich einen meiner Begabung näherliegenden Beruf finde. Aber daß man sich so behandeln, so anbrüllen lassen muß, das ist das Schlimmste. Daß man dem Kerl nicht an den Hals fahren kann, ihm seinen Dreck hinwerfen und gehen — ekelhaft ist das Ganze."

Als sie sich getrennt hatten, fing Kurt an zu überlegen. Die Stelle des russischen Korrespondenten schien also frei zu werden. Entweder flog der junge Mann, was bei seiner geradezu auffälligen Schluderei auch kein Wunder war — oder aber er ging selbst. Auf alle Fälle wurde die Stelle frei.

Für Russisch war nur einer im Betrieb, wenigstens im Privatbureau — für Englisch aber mit ihm drei. Er mußte wieder an Inges Worte denken: stets etwas können, was andere nicht können! Das ist die Wurzel aller Erfolge.

Blieb nur das Wie. Hatte er Englisch nach dieser Sprachmethode lernen können, warum nicht auch Russisch. Er trat also in die erste Buchhandlung auf seinem Weg und erstand nach kurzer Verhandlung den russischen Sprachlehrgang. Noch am selben Abend begann er die Durcharbeitung, sie machte ihm solche Freude, daß er gewiß war, in nicht zu ferner Zeit ans Ziel zu kommen.

Allmählich war der Herbst fast unmerklich in den Winter übergegangen. Im Betriebe hatte sich wenig geändert. Die russischen Verhandlungen der Gesellschaft standen noch immer im Anfang, man hatte mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, als erwartet worden war. Kurts russische Kenntnisse machten gute Fortschritte, und er wartete mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Augenblick, an dem er sie verwenden konnte. Das Glück schien ihn wirklich besonders zu begünstigen.

Eines Morgens war der Platz neben seinem Tische leer. Es ging das Gerücht, daß Herr von Born nun doch endlich hinausgeflogen war. Nach einer sehr heftigen Szene hatte er das Haus verlassen, um nicht mehr zurückzukehren.

Kurt spannte alle Sinne an, jetzt war seine Zeit gekommen. Er hatte gehört, daß heute ein wichtiges Telephongespräch aus Moskau erwartet würde. Es kam alles darauf an, daß die Zentrale von dem Fortgange Herrn von Borns noch nicht unterrichtet war. Als Kurt für einen Augenblick allein im Zimmer war, rief er die Zentrale an und fragte beiläufig, ob das Moskauer Gespräch noch nicht da sei.

„Nein", lautete die Antwort, „aber ich gebe es Ihnen nach oben, wenn es kommt."

Kurt lächelte. In diesem Riesenunternehmen konnte die Dame an der Zentrale auch wirklich nicht alle Stimmen kennen.

Gegen Mittag schrillte der Fernsprecher. Einer der Herren nahm den Hörer ab.

„Wie bitte? Ferngespräch Moskau?“ er hielt den Hörer in der Hand.

„Was nun?“ fragte er ins Zimmer, „der Chef hat keine Nachricht gegeben, wo soll das Gespräch hin?“

Kurt brannte vor innerer Erregung. Er zwang sich mühsam zur Ruhe.

„Geben Sie her, ich werde es schnell erledigen.“

„Sie? Können Sie denn russisch?“

„Ich hoffe, es wird langen,“ sagte Kurt mit gespielter Gleichgültigkeit und nahm den Hörer in die Hand. Er zitterte vor Erregung, denn jetzt sollte er zum ersten Male das bisher in stiller Stube Erlernte praktisch verwerten.

Das Gespräch war kurz, aber Kurt vermochte nur mit aller Anspannung zu folgen, wobei sich ihm manche Worte erst aus dem Zusammenhang ergaben. Aber er verstand doch alles Wesentliche. Nach einem kurzen Abschied hängte er rot vor Anstrengung den Hörer an, ging an seinen Schreibtisch, notierte die Mitteilung und klopfte kurz entschlossen an der Tür des Gewaltigen.

Der Sekretär öffnete.

„Was ist los? Was wollen Sie?“ fragte er schroff.

„Das Gespräch aus Moskau ist gekommen“, sagte Kurt ruhig. „Hier ist die Übersetzung.“

„Wer hat sie gemacht? Herr von Born ist doch nicht da? Verdammt,“ unterbrach er sich plötzlich, „ich habe ja vergessen, der Zentrale Bescheid zu sagen. Na, geben Sie her.“

Die Tür schloß sich und Kurt ging ruhig an seinen Platz zurück. Man merkte an den Gesichtern der übrigen, daß man sich für ihn zu interessieren begann. Wenige Minuten später rief die Klingel Kurt zum Chef.

„Sie haben die russische Meldung aufgenommen?“ fragte der Direktor.

„Jawohl, Herr Direktor, da Herr von Born nicht da war.“

„Seit wann können Sie russisch?“

„Ich habe es vor einigen Monaten zu lernen begonnen.“

„Es freut mich, daß Sie sich Mühe geben. Wie lange brauchen Sie, um die Sprache sicher in Schreiben und Lesen zu beherrschen?“

„Wenn es darauf ankommt, in einem Monat“, sagte Kurt kühn.

„Gut, Sie können die Stelle des Herrn von Born übernehmen. Vorläufig natürlich probeweise. Herr Wertholt aus der Expedition, ein Balte, wird Ihre Arbeit beaufsichtigen. Wenn Sie zufriedenstellen, bleibt es dabei. Ihr Gehalt erhöht sich dann auf 350 Mark, da Sie sehr viel Arbeit haben werden. Sie wissen doch, daß wir das Ostgeschäft jetzt ausbauen.“

Noch ein freundliches Nicken, dann war Kurt entlassen.

Sechs Wochen später war er mit einem Gehalt von 350 Mark als russischer Korrespondent angestellt.

2.

Werner Breuning arbeitete jetzt als Assistent am physiologischen Institut bei Professor Werbing. Die beiden Männer verband eine herzliche Freundschaft, die durch den Altersunterschied nicht gestört wurde. Werbing schätzte die große Hilfe, die ihm der klare Blick des jungen Kollegen bot, und Werner wiederum bewunderte seinen Chef, als Gelehrten und Menschen.

So wurde die Zusammenarbeit der beiden zu einer ungetrübten Freude. Bald verkehrte Werner auch persönlich bei Professor Werbing. Der Gelehrte war ein begeisterter Musiker und sah häufig in seinem schönen Heim eine Anzahl junger Künstler zu Gast.

Nach Tisch wurde dann musiziert; Bach, der Lieblingsmusiker des Professors, und Beethoven, Werners besonderer Gott. Und nach dem offiziellen Teil des Programmes der mehr problematische: moderne Musik, unter anderem eigene Schöpfungen der Gäste. Es war mitunter freilich eine recht harte Geduldsprobe, diesen letzten Teil zu überstehen, und Lehrer und Schüler sahen sich hier oftmals zweifelnd und kopfschüttelnd an.

Breuning gaben diese Abende reiche Anregungen. Er tauchte hier in eine Welt unter, die ihm großenteils doch unbekannt war, und manches schöne Werk erstand erstmalig vor ihm, um von ihm nie wieder vergessen zu werden.

Besonders einer der jungen Künstler, Ludwig Gerhorst, wurde alsbald ständiger Gast der musikalischen Abende. Es war einer jener Menschen, die noch die Ehrfurcht vor dem Ernst der Kunst bewahrt hatten, ein sonderbarer Heiliger für unsere Zeit, der trotz bedeutender Fähigkeiten noch keine Zeile veröffentlicht hatte. Er lehnte es ab, zu schreiben, bevor ein Werk restlos durchgearbeitet und er von der Unabänderlichkeit des Geschaffenen restlos überzeugt wäre. Aber er war ein Selbstzweifler, und nie erschien ihm etwas gut genug, um als fertiges Werk veröffentlicht zu werden.

Professor Werbing nahm sich seiner mit Wärme an, denn er lebte infolge seiner Unproduktivität in sehr kümmerlichen Verhältnissen. Gerhorst war ein prachtvoller Klavierspieler und oft, wenn er allein zu Gast war, setzten die Herren sich ins Halbdunkel des Zimmers, und der Künstler begann zu spielen. Es waren wundervoll befreiende Abende für die beiden Forscher, und sie saßen danach nachts oft noch lange in tiefen Gesprächen über die großen Probleme, mit denen sie im Institut rangen.

Aber das starke, angespannte Arbeiten der letzten Jahre war für Werner etwas reichlich gewesen. Seine Nerven begannen an Spannkraft nachzulassen. Hinzu kam die Geschichte mit Inge Landolt.

Seit dem schönen Tage in Swinemünde hatten sie sich nicht mehr gesehen, aber eines Tages war ein kurzer Gruß aus Hamburg an ihn gelangt und hatte die Erinnerung wieder wachgerufen. Er hatte geantwortet, frisch, im Vollgefühl der Freude über das bestandene Examen und das Hin und Her der Nachrichten war allmählich zu einem regelrechten Briefwechsel geworden.

So hatten sie brieflich Freundschaft geschlossen — ja, er war sich nicht ganz klar, ob das von seiner — und ihrer? — Seite nur noch Freundschaft war.

Immer herzlicher war der Ton der Schreiben geworden, immer persönlicher die Probleme, über die sie sich schrieben, kurz, dieser eine Tag an der See hatte für beider Leben eine einschneidende Bedeutung erhalten.

Und dann mit einem Male, spürte Werner eine Sehnsucht, die sich nicht mehr dämmen lassen wollte, die auch durch die angespannteste Arbeit durchdrang: er mußte Inge Landolt wiedersehen, mußte, und sei es nur für Stunden, wieder einmal mit ihr zusammen sein. Die Lust an der Arbeit schwand entsprechend der Macht dieser Sehnsucht, so daß eines Tages Professor Werbing ihn ernsthaft zur Rede stellte.

„Sie müssen Urlaub nehmen, Breuning! Sie machen sich hier kaputt. Nehmen Sie vierzehn Tage, mehr kann ich Ihnen ja leider mitten im Semester nicht bewilligen.“

Und Werner nahm nach kurzem Zögern an. Es war wirklich das beste, auf diesen Vorschlag einzugehen. Er schrieb sofort an Inge, ob es ihr recht wäre, wenn er für ein paar Tage nach Hamburg käme.

Umgehend traf die Antwort ein: Selbstverständlich, mit Freuden!

Werner Breuning setzte sich also auf die Bahn und fuhr nach Hamburg, wo Inge ihn am Hauptbahnhof erwartete. Dann schritten sie beide nebeneinander durch die Innenstadt. Keiner von ihnen hatte zunächst Neigung zum Sprechen, sie sahen sich schweigend an und lächelten sich zu. Inge hob hin und wieder die Hand, um Werner auf irgendein besonderes Gebäude aufmerksam zu machen. An der Alster blieben sie stehen.

„Wie schön muß es hier im Sommer sein“, sagte Werner.

„Und ob das hier schön ist“, rief Inge begeistert. „Selbst der Alsterpavillon ist dann schön trotz der erschreckenden Fülle.“ Und sie erklärte ihm nun die Kolossalbauten, die die Alster umsäumen, die Verwaltungsgebäude, Hotels.

Langsam wanderten sie an der Alster entlang. Werner hatte die Hände in den Taschen seines Mantels vergraben und sah nachdenklich vor sich hin.

„Sie werden sich gewundert haben, daß ich mich so plötzlich bei Ihnen anmeldete“, sagte er schließlich, „aber ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich es nicht mehr aushielt, nur schriftlich mit Ihnen zu sprechen. Ich mußte Sie einmal wieder von Auge zu Auge sehen.“

Inge antwortete lange nicht, dann sagte sie leise: „Ich habe mich sehr über Ihr Kommen gefreut.“

„Wirklich?“

„Nach diesem Briefwechsel war die Freude doch verständlich“, erwiderte sie schlicht.

(Fortsetzung folgt)

Schlagt zu die Folianten!

Schlagt zu die Folianten
Und blast die Lampen aus!
Der **Mai** ist auferstanden
Und flötet vor dem Haus.
Er lockt, euch keck zu sondern
In froher Lenzvernunft
Von allen Hypochondern
Der Grillenfängerzunft.

Jed' Bienchen senkt den Rüssel
In duft'ge Kelche ein,
Wo gold'ne Himmelsschlüssel
Am grünen Hang gedeih'n,
Wo Rosenknospen schwellen,
Bewacht vom Heckendorn,
Und aus der Wiese Wellen
Sich hebt der Rittersporn.

Jetzt gilt's dem Mai zu dienen,
Die Welt ist jung und reich,
Schwärmt gleich den Honigbienen
Und tut's den Faltern gleich.
Wer mir bei würz'gen Bowlen
Nur stumm die Daumen dreht,
Den soll der Teufel holen,
Und lieber früh als spät!

Ein kluger Bowlendeuter
Belehrt euch so am Rhein:
Zwei Büschel Maienkräuter,
Ein Fläschchen Moselwein,
Ein Klötzchen weißen Zuckers,
Das Ganze hübsch geschmiegt
In's Eis — macht eines Muckers
Vergrämt' Gesicht vergnügt!

Und wenn gar über'm Städtchen
Der liebe Vollmond glänzt
Und dir ein mollig Mädchen
Den kühlen Trunk kredenzt
Und durch den Himmel wippen
Sternschnuppen ungeniert,
Dann prüf' fein, wie die Lippen
Der Schänkin temperiert . . .

Und ist so was geschehen,
So deck's vergessend zu;
Hat's keiner doch gesehen
Als wie der Mai und du.
Und keiner wird verraten
Den andern von euch zwei:
Treu sind sich Kameraden —
Die Jugend und der Mai!

Rudolf Presber.

Ordnung muß sein!

Eine grimmige Humoreske von **Ernst v. Wolzogen.**

In der Tölzer Gegend und vor nunmehr drei Jahren hat es sich gewiß und wahrhaftig begeben, was ich hier erzählen will. Maßen nun aber die dortigen Einwohner nicht gerne den bösen Mäulern der Spötter und Lästerer anheim fallen möchten, so mag sowohl der Ort als auch des Helden der Geschichte Haus- und Vatersnamen verschwiegen bleiben. Ich stapf' und tapf' also gleich mitten hinein in die Begebenheit und mache euch mit dem Schuasta-Wastl bekannt, als um welchen selbigen sich dreht.

Der Schuasta-Wastl hat es nach bereits 50 Lebensjahren noch zu nichts Besonderem gebracht. Eine alte Hauserin hielt ihm sein ererbtes Anwesen in leidlicher Ordnung, in dem er als annoch unbeweibter Jüngling fleißig seiner Hantierung nachging. Aber freilich, einen Speck ansetzen bei der Flickschusterei, das Kunststück bringt unter Hunderten kaum einer zuwege, und daß so ein stierledernes Bauernluder sich seine neuen Stiefel beim einheimischen Flickschuster anmessen lasset, das mag nicht viel öfters stattfinden denn eine Drillingsgeburt. Unter so bewandten Umständen war der Schuster-Wastl froh drum, als ihm der Gemeinderat das Amt des Leichenbesorgers und Totengräbers übertrug.

Er hatte das neue Amt an zwei Jahre lang zur allgemeinen Zufriedenheit versehen, als schier unversehens der gefürchtete Latschen-Toni mit Tode abging. Ein Wunder, daß er es überhaupt auf fünfundvierzig gebracht hatte, der Saufaus, der Raufbold, der blutige! Ein Holzerer war er gewesen und ein Wilderer beineben, ein unverbesserlicher, droben in der Latschenregion des Hochgebirges, wofür er außer dem Spitznamen auch etliche Gefängnisstrafen bezogen. Weib und Kinder hatten wenig gute Tage bei ihm erlebt, vielmehr allzeit an Schlägen, Knüffen und Püffen reichlicher von ihm bezogen, denn an Guttat und liebreichen Worten. Sein Anwesen hätte er völlig verkommen lassen, wenn nicht das Weib und die Kinder fleißig geschafft und mit ihrem Verdienst die Gant immer wieder abgewendet hätten. Am Säuferherzen war er eingegangen, wie der Totenschein des bezirksamtlichen Leichenbeschauers feststellte — und die ganze Gemeinde tat einen tiefen Schnaufer der Erleichterung: Dem Himmel sei Dank, daß der Lump hin is'!

Und dieweil das arme Dorf keine Leichenhalle besaß, wurde der Latschen-Toni in der besten Stube seines Häusls aufgebahrt, der offene Sarg mit Daxen geschmückt und die geweihten Kerzen, zwo zu Häupten, zwo zu Füßen, angezündet.

„Geh, Wastl", sprach die Witwe zum Schuster, als die Nacht hereinbrach: „Geh, Wastl, halt du die Leichenwacht. I' zahl' dir a Maß! Du hast eahm ja g'waschen, dir wird's weiters net grausen — aber i tu mi' so vui fürchten, woaßt."

„Is recht", nickte der Schuster-Wastl. „Beim Waschen hat's mi fei arg graust, a so a Drecksack, wia dei' Toni g'wesen is'; aber warum soll's oan' vor an Toten grausen — ha? A Toter muaß a Ruah geb'n, ob er mag oder net."

Und er schaffte seinen Werktisch und seinen Hocker, seine Lichtkugel und sein Handwerkszeug auf die Nacht ins Sterbehaus und machte sich munter an seine Arbeit. Er zog seinen Faden durchs Pech, der Schuster-Wastl, hantierte fleißig mit Pfriemen, Hammer, Holz- und Eisennägeln, pfiff sich eins und tat zwischendrein einen guten Zug aus seiner Maß. So vergingen ihm die Stunden kurzweilig genug, und der stille Mann hinter seinem Rücken störte ihn gar nicht im mindesten.

Die zwölf Schläge vom Turm zählte er noch mit aus; aber bald darauf wurde er schläfrig, erhob sich und schaute gähnend nach einem Platzl um, wo er sich's ein bißl kommoder machen konnte. Da spitzte er plötzlich die Ohren. Ja, was war denn jetzt das?

Hinter seinem Rücken vermeinte er ein ganz leises Rascheln und Knistern . . . wie wenn Mäuse im Stroh . . .

Er wandte sich um und . . . die Haar standen ihm auf am Schädel, der kalte Schweiß brach ihm aus allen Poren, und die Knie begannen unter ihm zu schlottern. Der gewesene Latschen-Toni war eben dabei, sich von seiner letzten Streu empor zu raffen! Ja gewiß und wahrhaftig! Kein Spuk — kein Traum! Er hatte doch die Augen weit offen und seine fünf Sinne beisammen! Er schlief nicht, und trunken war er auch nicht!

Immer kräftiger wurden die Versuche des Toten, sich aufzurichten. Und jetzt begann er gar mit grauslichem Röcheln und Räuspern sich die Kehle frei zu machen, als ob er einen Diskurs anfangen wollte!

Der Schuasta-Wastl war beileibe kein Schisser. Er hatte den Weltkrieg mitgemacht, wo Graus und Ekel ihm regelmäßiger als das tägliche Kommißbrot verabreicht worden waren. Aber so eine Gaudi mitten im Frieden! „Kann der Lump net warten bis zum Jüngsten G'richt?" ging's dem Wastl durch's Hirn. Aber laut heraus zu sagen vermochte er's nicht. Ein kalter Eisenring drückte ihm die Gurgel zu.

Der Totvermeinte hatte jetzt die Augen weit offen, und ihr stierer Blick traf pfeilgrad' auf den schlotternden Leichenwächter. Etliche Male noch schluckte und ächzte der Latschen-Toni, dann aber lallte er heiser und doch unmißverständlich: „Durscht . . . a Bier!"

Da packte den Schuasta-Wastl ein grimmiger Zorn. Er riß sich mit aller Gewalt zusammen, straffte die Knie und fühlte, wie der eiserne Druck auf seine Gurgel sich lockerte. Da grunzte er zuvor zur Probe: „Sakra — sakra!" — und

wie er merkte, daß die Kehle wieder einen Ton hergab, schrie er den Spuk, den Deifi, den Latschen-Toni oder was immer es sein mochte, an, so laut er konnte: „Was mechtst, ha? — Du Hund, du ausg'schamter! An Scheintoten markieren mechtst — ha? A Bier saufen a no! Mir war's g'nua! Du hast amal dein Totenschein. — Du bleibst lieg'n! Verstehst mi? — A Ordnung muaß sein!"

Damit packte er seinen Schusterhammer, holte hoch aus und schmetterte ihn dem Ruhestörer auf den Schädel. Ein harter altbayerischer Rauferschädel war das, aber gegen solchene Schusternagerln doch net gefeit. Dasmal hatte er endgültig genug vom Leben.

Das laute Geschrei hatte die Witwe aus dem Schlafe geschreckt. Ihre Kammer lag ja neben der Stuben. So vernahm sie jedes Wort und blieb, selber mehr tot als lebendig, im Bette liegen. Erst nach Tagesanbruch getraute sie sich aus den Federn, und da erfuhr sie's vom Wastl, alles, was und wie sich's zugetragen hatte, ohne Abstrich noch Beschönigung seiner Untat.

„So. Jetzt woaßt es, Muatta", schloß der Schuster seinen Bericht: „Und jetzt derfst von mir aus auf d' Schandarmerie geh'n und mi' azoagn, z'weg'n dem, daß i' dein' von rechtsweg'n toten Ma noch töter g'schlag'n hab."

Dergleichen hatte nun freilich die Wittib keineswegs im Sinne. Lieberes hätte ihr kein Mensch antun können als der Wastl, indem er den Unhold zur Strecke brachte, bevor er noch einmal in ihr Leben einzubrechen vermochte.

Es war der Schuasta-Wastl selber, der sich dem Gericht stellte. Aber in Bayern gibt's — dem Himmel sei Dank! — noch Richter, die ein Verständnis fürs gemeine Volk und den rechten Hamur auch für die grausigsten Stückeln haben, die solches Volk sich im jachen Zorn zu leisten vermag. Sie glaubten es dem Beklagten, daß er sich lediglich in seiner Himmelsangst gegen Tod und Teufel zur Wehr gesetzt. Sie hießen es „Notwehr mit tödlichem Ausgang" und pönten den armen Hascher lediglich mit einer Handvoll Silbermarkln! Denn freilich: Ordnung muß sein.

Der küssende Einbrecher.

Soweit war alles in bester Ordnung. Siebenundzwanzig Dollars konnten zwar nicht gerade als reiche Beute eines Raubüberfalls in der Wohnung eines angeblich wohlhabenden Mannes gelten, aber dafür war ja auch keine Gefahr mit der Sache verbunden. Im Gegenteil. Pirso Villareal, der Wohnungsinhaber, machte ein Gesicht, als dankte er seinem Schöpfer, daß er noch lebte. Seine junge Frau kauerte entsetzt in einer Ecke und rührte sich nicht. Eigentlich tat das arme Wesen dem Gauner leid. Daß die Perlen, die sie um den Hals trug, nicht echt waren, verzieh der Einbrecher der jungen Dame. Verdammt! In der Eile hatte er noch gar nicht so recht gesehen, wie hübsch sie war. Ein Jammer eigentlich, daß er keine Zeit hatte, sich mit Frau Villareal noch länger zu unterhalten. Ein wahres Vergnügen mußte es sein, diesen niedlichen Mund plaudern zu sehen. Nur plaudern? Ach, noch viel schöner müßte ein Kuß von solchen Lippen sein. Nur einer, höchstens zwei. Man war doch ein anständiger Einbrecher und wußte sich zu benehmen, ließ Rücksicht walten.

Wenigstens auf den Mann. Denn der rollte die Augen ein wenig eigentümlich und schien Gedanken lesen zu können. Also rasch gehandelt! Einen Augenblick nur das als Maske dienende Taschentuch vom Munde weggerissen! „Kommen Sie, junge Frau! Einen Kuß in allen Ehren. Was, Mister Villareal, das wollen Sie nicht dulden? Finden Sie etwas dabei? Ich nicht. Nun regen Sie sich nicht unnötig auf. Halt, Herr! Setzen Sie sich sofort auf den Stuhl dort hinten, sonst renne ich Ihnen mein Messer in den Bauch. Vernünftig sein! So, Verehrteste. Einen Kuß nur. Der Gatte hat ja nichts mehr dagegen."

Es wurden doch zwei Küsse daraus. Aber dem Einbrecher schienen sie nicht so zu munden, wie er gehofft hatte. Sie fanden nur recht zaghafte Erwiderung, und dann störten ihn die vor Wut hin und her rollenden Augäpfel des Gatten „Vielen Dank, Frau Villareal, verzeihen Sie die Zudringlichkeit! Betrachten Sie sie als den Ausdruck meiner höchsten Bewunderung für Ihre Schönheit!"

Der Einbrecher verschwand. Langsam erwachten die Gatten aus ihrer Bestürzung. Frau Villareal weinte, wie das in einer solchen Situation am angebrachtesten erschien. Der Gatte dachte an etwas anderes: „Hast du dir das Gesicht des Lumpen gemerkt? Er vergaß, sein Taschentuch wieder umzubinden. Vielleicht erkennen wir ihn wieder."

Mister Villareal sollte recht behalten. Am nächsten Tage ging er ahnungslos mit seiner besseren Hälfte über die Straße, als die junge Dame plötzlich schrie: „Da ist er!" Der küssende Einbrecher von gestern! Sein schwacher Fluchtversuch mißlang. Ein paar Minuten später saß er in einer Zelle des Polizeigefängnisses und verfluchte seine galante Anwandlung: „Nie wieder wird bei einem Einbruch eine Frau geküßt. Oder wenn schon, dann muß ich mir eine ordentliche Maske kaufen, die ich bei der Gelegenheit nicht abzunehmen brauche."

Regelmäßiger Besuch.

Rommel und Rummel sind Reisende in Baumwollgarnen.

Eines Tages fragt Rommel:

„Sie kommen doch auf Ihrer Tour auch nach Schlesien, da kennen Sie doch sicher die große Weberei Fränkel in Neustadt."

„Das will ich meinen", nickt Rummel, „ich besuche die Leute schon seit sechs Jahren regelmäßig."

„Wie sind sie?"

„Sehr nett. Der Portier ist ein äußerst liebenswürdiger Herr."

„Ich meine nicht den Portier. Ich meine die Chefs und die Einkäufer."

Da sagt Rummel:

„Keine Ahnung. So weit bin ich in den sechs Jahren noch nicht gekommen."

Jo Hanns Rösler.



Bunte Chronik



*** Er tritt einen Löwen tot.** Ein nicht alltägliches Abenteuer mit einem Löwen hatte kürzlich der Farmer Vermeulen in der Nähe von Mafeking zu bestehen. Er befand sich auf einem Jagdausfluge. Er hatte sich von seinem Pferde, das er an eine Akazie gebunden, zeitweilig entfernt, um einem Erdferkel nachzuspüren. Bei der Rückkehr fand er nur noch die Überreste seines vierbeinigen Gefährten. Wie die Spuren zeigten, war es von zwei Löwen zerrissen worden. Vermeulen, ein hochgewachsener, baumstarker Mann, folgte den Raubtieren und gab auf jedes einen Schuß ab. Während die Löwin im Feuer zusammenbrach, vermochte ihr männlicher Partner zu flüchten. Vermeulen folgte ihm im Jagdeifer unmittelbar und stieß alsbald auf den durch die Verwundung schwer gereizten Löwen, der seinen Verfolger ohne weiteres annahm. Der Farmer hatte verabsäumt, wieder zu laden. Ihm blieb nichts übrig, als die jetzt nutzlose Büchse fortzuwerfen und sich auf seine eigene Kraft zu verlassen. Es gelang ihm, den mit den Pranken nach ihm schlagenden Löwen an den Vorderläufen zu packen und es folgte nun ein furchtbarer Ringkampf zwischen Mann und Tier. Der Löwe war wohl durch den Blutverlust geschwächt. Dennoch vermochte er Vermeulen mit seinem Gebiß fürchterliche Wunden an Armen und Schultern beizubringen. Dieser hielt mit Aufgebot aller seiner Riesenkräfte die Vorderläufe des Löwen fest und versetzte ihm gleichzeitig mit den schwer benagelten Stiefeln kräftige Fußtritte in die Weichteile. Schließlich sanken beide Kämpfer völlig erschöpft zu Boden, dann drückte sich der Löwe, der wohl genug hatte, in den nahen Busch. Vermeulen gab trotz des starken Blutverlustes den Kampf nicht auf. Er griff zu der fortgeworfenen Büchse, lud in aller Eile und folgte dem Tiere in das Dickicht, wo ein wohlgezielter Schuß dem Leben der Katze ein Ende machte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.